

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 12

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

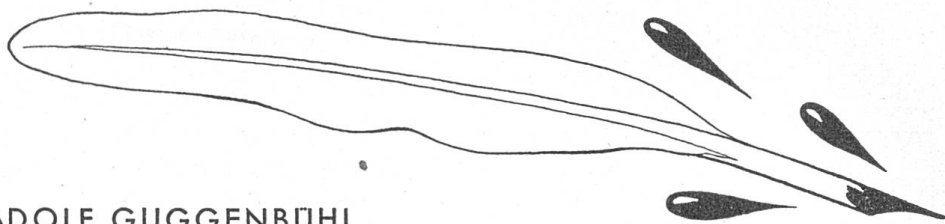
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Wenn Schweizer begeistert sind

«Wir fahren im Zug am Rheinfall vorbei. Er hat Hochwasser. Im glänzenden Sonnenschein stürzen seine Wassermassen über die Felsen. Still wird das herrliche Schauspiel bewundert. Nur einem alten Mann entfährt es: „Dä Chaib stüübt!“»

DIESES Erlebnis hat uns ein sehr geschätzter Mitarbeiter für die Rubrik «Schweizerische Anekdoten» eingesandt. Wir drucken den Beitrag gern ab; aber es scheint mir nötig, ihn mit einem Kommentar zu versehen. Wenn der Einsender, wie aus dem ironisch gemeinten Titel «Wenn Schweizer begeistert sind» hervorgeht, der Ansicht ist, er habe hier ein besonders charakteristisches Beispiel schweizerischer Primitivität festgehalten, so liegt zweifellos ein Mißverständnis vor.

Der alte Mann, der den grotesken Ausruf tut: «Dä Chaib stüübt», ist ebenso ergriffen wie die stumm bewundernden Mitreisenden.

Beide Teile reagieren auf typisch schweizerische Art.

Es ist bei uns gute Tradition, daß man unter keinen Umständen versucht, großer Ergriffenheit Ausdruck zu geben. Das geschieht einerseits aus einem schönen Schamgefühl, anderseits deshalb, weil man weiß, daß die Sprache eines Nicht-Dichters doch nicht fähig ist, das seelische Erlebnis entsprechend wiederzugeben. Da man Angst

hat, etwas Falsches zu sagen und dadurch die Stimmung zu zerstören, schweigt man, oder aber man greift zum Hilfsmittel der scheinbaren Grobheit. Es sind gerade die feinfühligsten Menschen, wie der alte Mann in dieser Anekdote, die so sensibel sind, daß sie sogar das «ergriffene Schweigen» als massive, überlaute Demonstration ablehnen.

Das sind Verhaltensweisen, durch die vor allem Ausländer immer wieder irreführt werden. Das stumme Dazitzen erscheint ihnen fälschlicherweise als Stumpfheit; die seelische Subtilität aber, die sich hinter einem «Chaibe schön» versteckt, ist ihnen völlig unzugänglich.

Der Stil als Verräter

ES ist eigentlich erfreulich, feststellen zu dürfen, wie schlecht die meisten Leute lügen können. Sogar Goebbels unsel. fand selten den richtigen Ton, wenn er die Wahrheit verdrehte. Das Lesen der deutschen Communiqués während des Krieges wurde deshalb für den neutralen Beobachter zu einer Art psychologischen Denksports. Mit einiger Übung konnte man ziemlich leicht merken, ob die Verfasser der Siegesmeldungen selbst an das glaubten, was sie schrieben. Immer dann, wenn sie bewußt etwas Unwahres mitteilten, hatten Wortwahl und Satzstellung etwas Unnatürliches, Forciertes.

Bei den schweizerischen amtlichen Communiqués sind solche stillkritischen

Untersuchungen noch einfacher. Unsern Beamten sitzt die eidgenössische Wahrheitsliebe dermaßen im Blute, daß man es sofort merkt, wenn sie dem Publikum etwas mitteilen, bei dem ihnen selbst nicht ganz geheuer ist.

Ein amüsantes Beispiel bildet eine Äußerung, die letzten Mai der Direktor der Abteilung für Landwirtschaft im Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement in bezug auf die sog. «Eierschwemme» tat.

«Bis jetzt konnte ein Preiszerfall (in der Eierverwertung) vermieden werden dank Selbsteinlagerungen durch die Produzentengenossen-schaften. Man hofft, so die Situation zu meistern, bis die Tage eines knapperen Eieranfalles wieder kommen. Man zieht diese Politik, obwohl sie mit gewissen Risiken verbunden ist, in den interessierten Kreisen jeder Preissenkung vor, weil man fürchtet, ein einmal gefallener Preis könnte nie mehr auf den früheren Stand gehoben werden. Es werden auch alle Anstrengungen unternommen, der Produktion im Rahmen des Möglichen die hohe Spitze zu nehmen und anderseits die Geflügelhalter von Betriebsvergrößerungen zurückzuhalten.»

Es geht hier um folgenden ganz einfachen Tatbestand: Im Frühjahr legen die Hühner mehr Eier, und infolgedessen schlugen diese vor dem Krieg in dieser Jahreszeit jeweils um einige Rappen ab. Diese natürliche Preisgestaltung sucht man nun im Interesse der Geflügelhalter zu verhindern, indem man die Eier einlagert, also das Angebot künstlich verkleinert.

Diese Eierpolitik ist in einem Zeitpunkt, wo alles von der Erhaltung der Kaufkraft des Schweizer Frankens redet, so ungeheuerlich, daß es sogar denen, welche diese Maßnahmen vertreten, die Stimme verschlägt. Sie genieren sich, zu sagen, es handle sich darum, eine künstliche Knappheit zu schaffen und kommen deshalb zu der bizarren Formulierung, «daß alle Anstrengungen unternommen werden, der Produktion im Rahmen des Möglichen die hohe Spitze zu nehmen».

Wer sucht, der findet

WIESO taucht immer im richtigen Augenblick das richtige Buch auf? Wieso erschien zum Beispiel ausgerechnet in jenem

Zeitpunkt, wo es galt, dem Westen die Augen für die russische Gefahr zu öffnen, das Buch von Kravtschenko «Ich wählte die Freiheit»?

Die Erklärung ist viel einfacher, als man vermutet. Solche Bücher sind immer da, nur werden sie in der Regel nicht beachtet. Erst dann, wenn im Publikum bereits eine grundsätzliche Neigung vorhanden ist, sich einer unangenehmen Wahrheit nicht mehr zu verschließen, finden jene, die sonst in der Wüste predigten, plötzlich Zuhörer.

Wir haben im Schweizer-Spiegel-Verlag im Jahre 1935 eine Publikation herausgegeben «Abschied von Sowjetrußland», worin ein ehemaliger Kommunist die russischen Zustände schonungslos entlarvte. Damals aber wollte man diese unerfreulichen Tatsachen einfach noch nicht zur Kenntnis nehmen. Das Publikum war fest entschlossen, sich positiv zu Rußland einzustellen. Das außerordentliche Buch verkaufte sich deshalb nur schleppend.

Ganz anders war die Lage in bezug auf die 1933 erschienenen «Moorsoldaten» von Langhoff. Die Buchhändler sagten diesem Konzentrationslagerbuch anfänglich einen vollständigen Mißerfolg voraus. In den Monaten zwischen dem Druck und dem Erscheinen änderte sich dann aber die Einstellung der schweizerischen Öffentlichkeit. Man war auf einmal bereit, die nationalsozialistische Gefahr zu erkennen, und die «Moorsoldaten» wurden in der Schweiz zu einem einzigartigen buchhändlerischen Erfolg — im Gegensatz zu England, wo sowohl das konservative Bürgertum unter Chamberlain als auch die Labour-Party fest entschlossen waren, Vogel-Strauß-Politik zu betreiben. Die «Moorsoldaten» mußten deshalb in England bald eingestampft werden.

Was für die Völker gilt, gilt auch für den einzelnen Menschen. Das Buch, das uns helfen könnte, die Botschaft, die uns retten könnte, sie wären immer da. Es fehlt nur meist an unserer Bereitschaft, sie aufzunehmen.

Lesefrüchte

«Barren-Turnen, sektionsweise, mit teilweise recht hohe Anforderungen stellenden Übungen, sind nach unserer Auffassung nicht dazu berufen, dem Körperbau der Frau jene Linie zu bewahren, die wir schätzen und kennen.»

(Aus einem Bericht über ein Turnfest in der Schweizerischen Frauenturnzeitung.)

AUCH wir, Nicht-Fachleute, würden es sehr bedauern, wenn die Frauen jene Linien verlieren würden, die wir schätzen und kennen.

IN der gleichen Zeitschrift lese ich die Sätze:

«Die Frauenseele ist aber, gottlob, anders geartet als die Männerseele, bedarf somit auch anderer Kost. Und nun, ihr Kritiker, spinnt den Faden selber weiter, dann könnt ihr logischerweise zu keinem andern Schluß kommen, als wie die verantwortlichen Behörden des Schweizerischen Frauenturnvereins.»

Wir alle wünschen der Frauenseele guten Appetit, wenn sie jene Kost zu sich nimmt, welche die verantwortlichen Behörden des Schweizerischen Frauenturnvereins logischerweise empfehlen.

Geistige Vorarbeit ist Luxus

IN Basel wurde vor einiger Zeit eine Kommission eingesetzt mit der Aufgabe, einen grundsätzlichen Bericht über das so dringende Problem der Bekämpfung der Wohnungsnot zu verfassen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist vor einiger Zeit erschienen. Das Dokument ist sehr interessant und wird, wenn es gelesen wird, zweifellos wesentlich zur Lösung dieser schwierigen Frage beitragen.

Leider handelt es sich bei diesem Vorgehen um eine Ausnahme. Wir geben auf allen möglichen Gebieten Hunderte von Millionen aus, ohne daß man sich die Mühe nimmt, sich vorher darüber klar zu werden, was man eigentlich will.

Die Ausführung fast aller Aufgaben wird in unserm Land mit viel Intelligenz

und Gewissenhaftigkeit durchgeführt, fast immer aber fehlt es an der gedanklichen Vorbereitung. Unsere Behörden und Parlamente stellen immer Geld zur Verfügung, wenn es sich um konkrete Anschaffungen handelt, für die geistige Vorarbeit aber scheut man jeden Rappen.

Man zahlt viel lieber hunderttausend Franken für die Errichtung einer Verkehrssignalanlage als tausend Franken zur Prüfung der Frage, ob diese Anlage zweckmäßig und notwendig ist. Es strotzt deshalb in unserm Lande von Zeugnissen gewissenhaften Blödsinns, von Ausstellungen, Hoch- und Tiefbauten, Publikationen usw., die durch seriöse Fachleute seriös erstellt werden, aber den kleinen Nachteil haben, daß sie vollkommen sinnlos sind.

Vor allem scheut man sich, geistige Arbeit dann zu bezahlen, wenn sie von einem einzelnen Menschen geleistet wird. In andern Ländern, vor allem in Amerika, ist es üblich, daß man kompetente Persönlichkeiten beauftragt, schwierige Probleme abzuklären, und sie dafür angemessen entschädigt.

Bei uns finden solche Expertisen in der Regel nur bei technischen Fragen Anwendung. Sonst aber herrscht das unglückliche Kommissionenwesen, das nur selten so gute Ergebnisse zeitigt, wie das in Basel der Fall war. Armeereform, Mittelschulreform, Bergbauernhilfe, Kulturpropaganda im Ausland, Bekämpfung der Tuberkulose, Hotelsanierung — alle diese Probleme würden entscheidend gefördert, wenn einzelne talentierte Persönlichkeiten beauftragt würden, sich mit ihnen zu befassen. Diesen Leuten müßte man Zeit geben — ein Jahr, zwei Jahre — und sie gut honorieren. Auf diese Art aber würde das Problem eine wirkliche Abklärung erfahren, und man könnte mit fünfzigtausend Franken mit Leichtigkeit fünf Millionen einsparen.

Kultur- und Unkulturflege

Horgen. Die in diesem Winter durchgeführten staatsbürgerlichen Vorträge fanden mit einem «Zürisee-Abig» einen würdigen Abschluß. In

einer gediegenen Mundartplauderei erzählte Prof. Dr. Fritz Hunziker (Feldmeilen) «Allerhand vom Zürisee». Er ergänzte seine interessanten Ausführungen durch die Vorführung einiger Lichtbilder vom Schiffsverkehr auf dem Zürichsee im vergangenen Jahrhundert. Die Wände des Meierhofsaaes waren mit Zürichseelandschaften der einheimischen Maler Fritz Zbinden, Max Bär, Hans Keller und Heinrich Grob geschmückt, und in einer kleinen Ausstellung wurde auf das Schrifttum über den Zürichsee und die Ortsgeschichte von Horgen hingewiesen. Leider wiesen nicht alle sechs staatsbürgerlichen Vorträge einen guten Besuch auf; im allgemeinen wurde den Vorträgen mit Referenten aus der Gemeinde größere Aufmerksamkeit geschenkt.

Pressenotiz.

WENN doch aus dieser Erfahrung überall die richtigen Schlüsse gezogen würden! Leider aber halten es viele Lesegesellschaften und Literaturvereine auf dem Land und in kleinen Städten wie jene Bauern, die grundsätzlich «Kalterer» trinken. Sie setzen ihre Ehre darein, möglichst keine Produkte «us em eigene Bode» zu genießen. Man ist stolz, wenn es gelingt, eine ausländische Größe oder Alt-Größe zu gewinnen.

Eine andere Zürichseegemeinde, allerdings eine rechtsufrige, nämlich Stäfa, führte vor einiger Zeit eine Feier durch, weil zufällig 150 Jahre verflossen sind, seit Goethe dem Dorf einen Besuch abstattete. Im Zusammenhang mit diesem Heroenkult wurde der deutsche Schriftsteller Wiechert als Referent engagiert.

Wir haben in unserm Land zum guten Glücke keine richtigen Hauptstädte und deshalb keine Provinz. Wenn das geistige Leben auf dem Lande trotzdem hie und da etwas Provinzielles hat, so nur deshalb, weil es am kulturellen Selbstbewußtsein fehlt, und man deshalb nicht einsieht, daß es nie zum Ruhm eines Gemeinwesens beiträgt, wenn es versucht, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Sonntag ist's . . .

Von Friedrich Schulze, Ulm

Welche wundersame Gewißheit, im steten Zuge unserer Lebensstraße alle sieben Tage diesem köstlichen Meilenstein zu begegnen, da wir stillstehen und aus-

ruhen dürfen wie in einem lieblichen grünen Tal, das um so erquickender für uns ist, je getreuer wir unsere Pflichten die Woche über erfüllt haben und je besser uns unser Werk gelungen ist. Verdientes Glück alsdann, das unser Herz erhebt und dem Auge den stillen Glanz der Freude gibt. Aus dem befriedigten Rückblick quillt die rechte innere Ruhe zur Feier des Tages. Wir sind bereit, unsere Brust ist geöffnet für die Wunder, die er uns beschert.

Kommt er mit Sonne, dann grenzt seine Schönheit an Verklärung schon, und unser Dank ist wie ein Gebet, das, wenn nicht die Lippen, um so stärker das Herz bewegt.

Und wenn dann die Glocken erklingen über Städten und Dörfern, über Auen und Gauen, dann schwingen wir selber mit und spüren ergriffen die Weihe des Gnadengeschenktes, das unser Leben in diesem Tage besitzt. Welcher Zauber liegt im Glockenton des vollen Festgeläutes! Läuternde Ströme durchbrausen unser Inneres und legen die Schätze frei, die versunken ruhen unter dem Grau des Alltages und der Härte des Lebenskampfes. Es scheint, als ob wir bessere Menschen an diesem Tage seien, reiner und gütiger und aufgeschlossener und auch stärker, weil freudiger, jünger und schöner. Alles, weil Sonntag ist und unser Herz den Glocken gleicht im Schwingen und Singen und vollen Getön im Zusammenklang mit denen unserer Mitmenschen.

MIT solchen Manuskripten aus Deutschland und Österreich werden nun wieder Tag für Tag die schweizerischen Redaktionen überschwemmt. Rückporto liegt nicht bei, dafür in der Regel Briefe, die ausführlich darlegen, daß der Schreiber sich in einer großen Notlage befinde und eine Hilfe um so eher verdiene, als er dem Nationalsozialismus immer ablehnend gegenüber gestanden sei.

Nun sind zwar die Redaktoren — wie die Ärzte — hartgesotten. Aber trotzdem haben sie kein Herz aus Stein, und deshalb lassen sie sich nicht selten erweichen, solche Beiträge anzunehmen. Das Mitleid ist begreiflich; aber die Betreffenden geben sich vielleicht doch zuwenig Rechenschaft darüber, daß sie auf diese Art Wohltätigkeit auf Kosten anderer — nämlich der Leser — betreiben, und dazu noch eine Wohltätigkeit, die sehr schädliche Folgen haben kann.

Es ist nicht gleichgültig, was wir lesen. Nicht nur die Schundliteratur ist gefährlich, auch der gedruckte Unsinn, der weder gut noch böse ist, schadet. Er verwischt die Konturen in der Welt des Geistes.